

Zerbrochene Menschen

Georg von der Gabelentz



Georg von der Gabelentz
Zerbrochene Menschen

Novelle

Aus: Georg von der Gabelentz, Das weiße Tier,
Novellen, Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin,
1904

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Ferdinand Hodler, Die tote Valentine
Gode-Darel mit Rosen

Zerbrochene Menschen

Seit langem, meinten die Leute, stände das Haus schon so da mit herabgelassenen, grauen Läden. So oft ich auch daran vorüberging, niemals sah ich drinnen ein Gesicht am Fenster erscheinen, niemals öffnete sich die Türe, auch sah ich nie Rauch der Esse entsteigen.

Wie ein Toter mit geschlossenen Augen, so liegt das verlassene Haus am Wege, und wie einem Toten, dem liebe Freunde die letzten Grüße gesendet haben, umgeben es Blumen und bunte Gewächse. Wilde Rosen winden sich an ihm empor. Sie klettern leichtfüßig zur Seite über die hohe Gartenmauer, sie hängen auch in dichten Büscheln über die Straße herein, und ihre Ranken schlingen sich zu Häupten der stets verriegelten Türe wie gefaltete Hände ineinander.

Ein betäubender Duft steigt von ihnen auf und mischt sich mit dem Geruche all der tausend anderen Blumen, die in dem großen, an das Haus stoßenden Garten gedeihen.

Die wenigen Stufen, die von der Straße aus zur Eingangstür der Villa führen, sind aus den Fugen

gewichen, blaugrüne Eidechsen sonnen sich schläfrig tagsüber auf den nur wenig ausgetretenen Steinen, kein menschlicher Fuß verscheucht sie.

Wem gehört dies Haus?

Niemand kann eine Antwort geben, die beiden Freunde, die zuletzt darin wohnten, sind schon vor Jahren gestorben.

Sie sind gestorben, sind irgendwo begraben und vergessen, ihre Erben haben sich um nichts gekümmert.

Doch nein, ganz vergessen sind sie nicht, und damit ihr Andenken bleibt, so lange wenigstens, als die roten Rosen an ihrem Hause blühen, ehe sie die rauhen Winterwinde zerplücken, will ich den Schluß ihres Lebens erzählen.

Das soll mein letzter Gruß an diese Menschen sein, von denen ich meine, zuweilen noch die Schattenbilder unter den Bäumen des Gartens zu sehen. — —

Eine warme Vollmondnacht war es, so, wie sie nur der Süden kennt. Die bleichen Boten des nächtlichen Freundes aller Sehnsüchtigen und Einsamen, seine schlanken, leise auftretenden Strahlen, liefen gespenstisch umher auf den Blumenbeeten des Gartens, der, von dem Landhause in den Albaner Bergen einem mäßigen Abhange folgend, bis nahe an

das Ufer des stillen Nemi-Sees reichte. Dichte Strauchgruppen und finstere Taxushecken teilten den Garten, begrenzten die vielfach gewundenen, aber ungepflegten Wege und nahmen die Formen von Häusern, seltsamen Tieren oder gar Menschen an, je nachdem die dunklen Schatten der Nacht oder die weißen Lichter des Mondes ihre Umrisse zeichneten.

Die meisten der Gesträucher standen in voller Blüte und mit dem Dufte der vielen an der Hauswand und der Gartenmauer blühenden Rosen verschmolz der ihre zu einem fast betäubenden Wohlgeruch. Der Wind, leichtfüßig über die hohe Einfriedigung in das Innere des Anwesens hineinspringend, führte den Duft des Rosengartens bis in die Mitte des Sees, daß man hätte meinen können, er entströme der blauen Tiefe.

Träumend von den heißen Sonnenküssen, lag der Nemi-See zwischen grünen Berghängen, wie eine schöne Frau schlummernd auf ihrem Lager ruht. Ruhig atmend bewegt sich die Brust, der Schlaf hat ihre Glieder gelöst. Hinter ihrer weißen Stirn zieht ein glücklicher Traum vorüber, und ihre Finger bewegen sich ein ganz klein wenig, leise und liebkosend auf der schmiegsamen Decke. So streichelte der See mit seinen weichen Wellen das Ufer des Rosengartens, sein Auge war geschlossen, auch er schlief.

Jetzt öffnete sich die Tür des weißen Landhauses, und ein Mann blieb, aus dem Dunkel in den hellen Mondschein tretend, einen Augenblick in ihrer Einfassung stehen. Dann legte er die Hand über die Augen, als wolle er weit hinaus in die Ferne über Garten und See blicken, und wandte endlich sein Antlitz wieder nach dem Inneren eines geräumigen Vorsaales mit den ruhigen Worten: ·

»Komm, Tommaso, spiele!«

Nun wurden in einem Zimmer des Erdgeschosses Schritte vernehmbar, und während der Mann, der die Tür geöffnet hatte, sich wartend mit dem Rücken an das marmorne Gewände derselben lehnte, trat nach einigen Augenblicken ein zweiter aus dem Schatten des Hauses. Er trug eine Gitarre und legte sich nähernd seinen Arm in den des anderen, ihn über die dem Hause vorgelagerte Terrasse mit sich fortziehend. Das Mondlicht traf die beiden mit fast taggleicher Helle. Sie mochten vierzig Jahre zählen, doch erschienen sie älter, denn durch Haar und Bart zogen sich schon manche grauen Fäden.

Sehr verschieden war der Ausdruck ihrer Gesichter. Tommaso, der neben dem Freunde einherging und langsam mit ihm in den Garten hinabschritt, hatte ein lebhaftes Antlitz. Aus seinen braunen Augen sprach trotz ernstern Ausdrucks die Güte eines warmen

Herzens, und in seiner Art mit dem Freunde umzugehen, lag die Liebe und Sorgfalt eines Bruders. Von Zeit zu Zeit warf er einen besorgten und wehmütigen Blick auf seinen Begleiter.

Das Gesicht Filippos war mager und eingefallen, seine Augen glänzten fieberhaft, und seine Haut auf Wangen und Stirn war gelblich und schlaff von den giftigen Dünsten der römischen Campagna, die zuzeiten mit den Westwinden bis hinauf in die Hänge der Albanerberge steigen.

Trotz des krankhaften Leuchtens der dunklen Augen lag über dem Antlitze Filippos etwas Starres, und wenn er den Mund bewegte oder zuweilen langsam, gleichsam suchend um sich blickte, so hatte man den Eindruck, als gehorchten die Muskeln nicht seinem Willen, sondern einem fremden Wesen, das Macht über ihn habe. Die blassen Züge glichen zuweilen einer Maske.

Filippo unterbrach das Schweigen, indem er voller Ungeduld ausrief: ·

»Spiele endlich, Tommaso, spiele!«

»Geduld,« antwortete jener, »gleich sind wir am See, dann setzest du dich auf den Stein und ich spiele.«

Während Filippo nun wieder in dumpfem Brüten vor sich auf den Weg blickte, kamen die beiden um

ein dichtes Gebüsch dunkelgrüner Steineichen biegend an das Seeufer.

Das Wasser bildete hier eine kleine Einbuchtung; von beiden Seiten schoben sich felsige, von tausend wildwachsenden Pflanzen überwucherte Landzungen, zwei ausgestreckten Armen gleich, in den See. Die Äste der Steineichen hingen über dem Wasser, ihre Wurzeln wurden von ihm gespült, und die Wedel einiger großblättriger Farne beugten sich über die dunkle Fläche, hier und dort mit einem Finger in die kleinen Wellen tauchend, als wollten sie die Reinheit dieses Wunderspiegels prüfen.

Vor fast zwei Jahrtausenden, da ein festfrohes, stolzes Rom die Welt regierte, hatte die Villenanlage eines Patriziers an dieser Stelle des Sees gestanden. Noch sah man die Reste der aus Tuffsteinen errichteten Fundamente, noch schimmerte hier und da ein Stück weißen Marmors aus dem Grün der den Boden deckenden Gräser und Moose. Eine Terrasse mußte einst die Verbindung der etwas höher gelegenen Villa mit dem See hergestellt haben, denn der felsige Boden war künstlich behauen, und die Trümmer einer mehrere Fuß breiten Treppe reichten in das Wasser hinab. Zwei steinerne Löwen hatten zur Rechten und Linken auf der untersten Stufe Wacht gehalten, der eine war tief auf den Boden des Sees hinabgesunken,

aus dem man ihn matt herausschimmern sah, der andere aber ragte noch mit halbem Leibe aus den Wellen empor. Sein offenes Maul gähnte das Ufer an, auf das die aus dem Kopf quellenden Augen angstvoll starrten, als sei das Tier versteinert worden im Augenblick, da tolle Geister die Villa in Trümmer schlugen und ihre beiden steinernen Wächter in die Tiefe zogen.

Die beiden Freunde machten am Ufer Halt und setzten sich stumm auf die oberste der Stufen.

Filippo warf einen Blick auf den Mond, der wie eine hell leuchtende Scheibe über ihnen am Himmel stand und dem Rücken des Steinlöwen eine weiße Decke aufgelegt hatte. Er wies mit der Hand nach dem Gestirn:

»Du, Tommaso! Siehst du dort den Mond fliegen?«

Der also Angeredete warf einen kurzen, traurigen Blick auf seinen Freund, griff dann langsam zur Gitarre, die er auf seinen Knien gehalten hatte, und stimmte die Saiten, über den Wasserspiegel hinblickend. Gerade gegenüber ragten am hohen Ufer die Dächer von Genzano, aus denen sich selbstbewußt der viereckige, behelmte Turm des Kastells emporreckte, wie ein narbiger Krieger aus der Zeit der Condottieri.

Nun fragte Tommaso noch immer zögernd, als koste es ihm einen Entschluß, des Freundes launenhaften Wunsch zu erfüllen.

»Du willst also wirklich, daß ich singe, Filippo? Warum immer von neuem die schlimmen Erinnerungen wecken, laß sie endlich schlafen!«

Filippo hatte, das Haupt in die Hände gestützt, vor sich auf die schweigsame Wasserfläche gestarrt, die wie ein runder, silberner Schild im dunklen Rahmen der steilen Ufer lag. Er wandte nicht den Kopf und bewegte die Lippen kaum, als er antwortete:

»Nein, du sollst spielen, du weißt, — dann bin ich ein anderer, — ich werde ganz wach, ich sehe sie, die ich liebe.«

»Armer Kerl!« flüsterte unhörbar Tommaso. »Der unselige Wahn wird ihm niemals Ruhe lassen.«

Laut setzte er hinzu:

»Gut, es sei! Und was soll ich spielen?«

Filippo lächelte glücklich:

«Sing mir das Lied an sie, das Lied von den Rosen, jenes Gedicht, das du in Musik setztest.» Er lehnte sich mit dem Rücken an eine der Stufen und schloß die Augen, als dürfe kein Eindruck von außen her die heimlichen Schwingungen seiner Seele und die stillen Träume seines Herzens stören. Wie er so dalag, das bleiche Antlitz dem weißen Gestirne zugekehrt, schien

aller lebendige Ausdruck aus den Zügen
entschwunden zu sein, als habe sich jedes Empfinden
nur nach innen gekehrt.

Tommaso sang und begleitete seine starke,
volltönende Stimme mit der Gitarre. Über den stillen
See hin zogen aus silbernen Wellen die Worte von
Filippos Lied:

»Rosen flecht ich dir ins Haar,
Maria, Rote, sammetweiche Rosenblüten,
Daß sie vor der Sonne Glutenpfeilen
Deine stolze, weiße Stirn behüten.

Rote Rosen laß mich dir zu Füßen
Breiten auf die mittagheiße Erde,
Daß für jeden Schritt ein schwerer Teppich
Aus den vielen Purpurblumen werde.

Und den Arm um deinen weißen Nacken
Leg ich heimlich dir in süßem Schweigen,
Will auf deine roten Rosenlippen
Leis im Kusse mich herniederneigen.«

Als das Lied beendet war, streckte der Dichter die
Hand aus und drückte dankbar den Arm Tommasos,
dann richtete er sich empor, schlug die Augen wieder
auf und sagte nach einer Weile plötzlich:

»Wie schön du das komponiertest, Tommaso!«

Der blickte düster zu Boden.

»Entsinnst du dich Marias?« fuhr Filippo fort.

»Entsinnst du dich jenes Abends in Rom im Palazzo Borghese? Wir hatten die heißen Räume verlassen, wir gingen die breite Treppe hinab, sie, du und ich. Nein doch, — sie und ich!

»Wie ihre weißen Schultern sich aus dem weißen, silberbestickten Gewande hoben, wie ihre schwarzen Augen aus dem Antlitze schienen! Und diese schlanken, biegsamen Glieder, diese roten Lippen! Rote Rosen trug sie im Haare, um mir zu gefallen! Weißt du, was sie mir einst sagte? ›Ich liebe Blumen so sehr, ich könnte mich mit Wonne auf ihnen wälzen!« Ja, so war sie.

»Entsinnst du dich?«

»Laß das!« entgegnete mit gerunzelter Stirn Tommaso.

Aber Filippo ergänzte, ohne den Freund zu beachten:

»Wir standen damals aufatmend unten im Hofe, neben dem Brunnen an der Grotte. Oben glitzerten die grellen, erleuchteten Fenster und lärmte die geladene Menge, und drunten war's ruhig, war's still und kühl, nur das Wasser plätscherte im Brunnen. Ihre feinen

Schultern bebten, und der kalte Abend schauerte durch ihren Leib, sie flüsterte etwas, da — — —

»Sie und ich!

»Tommaso, wo warst du? — Schweig! Ich weiß ja, du gingst mürrisch und finster zur Seite, du wolltest die Liebenden nicht stören! Selige Nacht! Guter Tommaso! Du wolltest uns nicht stören!«

»Ich bitte dich, laß das!« unterbrach ihn noch einmal der Freund, rasch einige laute Akkorde greifend.

Filippo hatte sich von neuem zurückgelehnt. Sein plötzlich lebendig gewordener Ausdruck verschwand wieder. Er schloß die Augen, und seine Gestalt schien in sich zusammensinken zu wollen.

»Selige Nacht!« seufzte er nach einer Weile, »und jetzt, wo bleibt jetzt Maria? Rufe sie doch, willst du sie nicht rufen?«

Der Freund wendete sich, die Gitarre neben sich legend, dem Unglücklichen zu und sagte:

»Das sind vergessene Zeiten.«

»Vergessene Zeiten!« schrie Filippo auf und faßte sich mit beiden Händen an die Schläfen, daß seine Finger sich in das wirre Haar wühlten; all seine Ruhe war mit einmal wieder dahin.

»Meinst du, ich hätte vergessen? Sie, die ich liebte, die schöne Maria — die — — Warum nahm sie

Veroni? — Seines Geldes wegen nahm sie ihn, glaub mir das! Sie brauchte Gold, Gold!«

Tommasos Gesicht verfärbte sich, ein schmerzlicher und bitterer Zug trat um seine Lippen, dann legte er begütigend seine Hand auf das Knie des Freundes und sagte dumpf:

»Ach, denk nicht mehr daran, laß nur gut sein, sie war vielleicht deiner nicht wert, sie liebte dich nicht!«

»Liebte mich nicht? Doch, doch, mich allein liebte sie, mich, einen armen Poeten, aber sie brauchte viel Gold! Sie war das große Leben gewöhnt, das ist Gift für die Herzen, das hat sie verdorben, geblendet! Das Gold ward auf sie gehäuft, daß ihr armes Herz davon erstickte, daß ihr Willen erdrückt wurde!« Der lichte Augenblick schien im Geiste des Kranken wieder von irren Phantasieen abgelöst zu werden. »Gold, Gold!« rief Filippo, nach dem See zeigend, »du, Tommaso, dort auf dem Grunde liegt's, es gleißt herauf, es lacht und funkelt! Ha, ha, ha, das Gold, das bleibt doch die Seele der Welt! Vergiß es nicht! Vergiß nur das nicht!«

Filippo war aufgesprungen und, an die unterste Stufe der Treppe vorschreitend, stellte er dem steinernen Löwen den Fuß aufs Haupt. Dann hob er die beiden Arme empor mit einer Bewegung, als wolle er aus der Tiefe Geister heraufbeschwören.

»Spiele noch mehr, Tommaso! Dort aus den Wellen sollen sie alle steigen, — Gold, Gold! Es tropft wie Tau von ihnen. Pah, sie schütteln es ab, sie zertreten's wie verächtlichen Staub! Pfui, Maria, daß es auch dich töten mußte! Ist es denn stärker als alles? — Denkst du noch jener nächtlichen Fahrt im Kahn? Wir kamen von Genzano herüber, der Himmel hatte die ersten Sternenlichter in seinem hohen Saale angesteckt. Da schrieb ich einige rasche Verse ins Notizbuch, du aber, du blicktest so seltsam auf Maria hin und nahmst das Blatt mir aus der Hand und nahmst die Gitarre und sangst. Kennst du es noch, das Lied? Singe es noch einmal! Vergiß es nicht, es ist das Lied des Narren!«

Fast widerwillig griff diesmal Tommaso zu dem Instrument; er war sitzen geblieben und beobachtete mit einem Ausdruck tiefen Mitleides das tolle Gebahren Filippos. Doch er wandte sich schwer atmend wieder zur Seite und begann, nachdem er einige einleitende Akkorde gespielt hatte:

»Auf schwarzem See glitt leise unser Boot
Und trug uns beide über kühle Tiefen
Die Wogen zuckten müd im Abendrot
Und dehnten sich ins Dunkel und entschliefen.

Von Fels und Mauern schlug ein Rosenduft

Um unsre heißen Stirnen schwer zusammen.
Das Schweigen lag im Sternenschein der Luft
Und weckte unsrer Liebe sel'ge Flammen.«

Filippo hatte mit dem Kopfe nickend die letzten Worte
leise mitgesungen

»Ja, ja, ein verliebtes Narrenlied war es, ein echtes,
süßes Narrenlied! Elender Unsinn! Da sitze ich nun
hier und warte noch immer, und warte — —.«

Tommaso hatte unterdessen rasch, als wolle er
Erinnerungen, die sich an den Klang der eben
gesungenen Verse knüpften, verscheuchen, ein neues
Lied angestimmt, ein Volkslied, wie es in der
Campagna die aus den Weinbergen heimkehrenden
Bauern abends zu singen pflegen. Die ruhige Klarheit
und Milde der Mondnacht ließen ihn für einen
Augenblick des Freundes Wahnsinn vergessen.

Filippo stand noch immer da, den Fuß auf den
Löwen gestützt und den Blick unverwandt auf den See
gerichtet. Leichte Nebelfetzen flatterten aus einer
kleinen Schlucht und irrten am jenseitigen Seeufer
entlang. Er starrte aufmerksam auf sie hin.

»Sieh dort, Tommaso,« begann er von neuem, »dort
kommen sie alle heran, auf einem goldenen Boote
fahren sie, die Göttinnen Roms!«

Tommaso achtete nicht auf die Phantasieen des Freundes; ohne zu antworten leistete er ihm Gesellschaft, Lied auf Lied singend.

Filippo schien den Gesang nicht zu hören, er war ganz mit seiner Einbildung beschäftigt.

»Vorn steht Diana selbst! Wie sie sich abhebt von dem Purpur des Segels! Wie das Gold ihres Haares den Leib umfließt, wie ihr Mund lächelt! Und hinter ihr, ein halbes Kind, die kleine Lalage, mit den schmalen Knabenhüften und den feinen Ärmchen, sie ist eine der Ausgelassensten und lacht so gerne. Tolles Ding! — Sie kommen immer näher und nähert — Sieh nur, sieh, auch Maria ist unter ihnen! — So schön sah ich dich noch nie, Maria, du trägst dein schimmerndes Kleid, deine Lippen dürsten, — dein blauschwarzes Haar!« — —

Filippo war auf den steinernen Löwen gestiegen, plötzlich glitt er jenseits ins Wasser hinab. Bis an die Hüften stand er in den Fluten, die Arme nach den weißen Nebelfahnen ausbreitend, die aus den glitzernden Wellen immer näher schwebten.

Tommaso erschrak, er ließ das Instrument fallen, erhob sich rasch und rief jenem mit befehlender Stimme zu, ans Ufer zurückzukehren. Als das Spiel auf diese Weise jäh unterbrochen wurde und Filippo, vom kalten Wasser umspült, den rauhen Anruf seines

Pflegers vernahm, fuhr er zusammen. Er strich sich mit der Hand über die Stirn und stieg wieder ans Ufer, gebückt, mit scheuem Blicke, als fürchte er Strafe. Das Aufhören der Musik hatte die irren Bilder seiner Phantasie verschwinden lassen. Gehorsam wie ein Kind folgte er dem Freunde nach dem Hause zurück; er hing sich wortlos an seinen Arm und richtete die Augen mit ausdruckslosem Lächeln vor sich auf den Weg, als ginge die Welt ihn nichts an, als sei alles, was ihn noch eben bewegte, aus seinem Hirne spurlos getilgt. Die Zähne des Kranken schlugen im Froste aneinander.

Tommaso geleitete den Freund in sein Zimmer und sorgte dafür, daß er sich schnell zur Ruhe begab. Als er ihn verlassen wollte, faßte der Kranke, aus stumpfem Gleichmut erwachend, nach seiner Hand und bat:

»Geh noch einmal hinaus, Tommaso, und in den Garten, du weißt, drüben am Giebel, da klettern die wilden Rosen zwischen den Fenstern in die Höhe. Sie sind alle rot, weil sie mein Herzblut getrunken haben. Von denen suche und bring sie herein, denn Maria wird wiederkommen, — was wird deine Hand so schlaff? Nimm sie nicht weg! — Und sie liebt die Blumen, die ein Herz rot färbte.«

Tommaso zog seine Hand aus der des Fiebernden:
»Maria wird bestimmt nicht mehr herkommen wie
damals, aber die Blumen will ich dir bringen.«

Dann warf er einen Mantel über die Schultern und
eilte hinaus.

Draußen an der Mauer pflückte er die Rosen. Auf
dem weißen Kiesboden äffte sein Schatten jede seiner
Bewegungen in phantastischer Vergrößerung nach.

Mancherlei Bilder aus früherer Zeit zogen an
seinem inneren Auge vorüber, erst hell und leuchtend
und strahlend von Hoffnungen, dann aber legte sich
Schleier auf Schleier über sie, wie Wolkenschatten
eine sonnige Landschaft verdunkeln, alles Licht
wegwischen und alle Schatten noch tiefer erscheinen
lassen.

Filippos und seine eigene Jugend war reich an
schönen Hoffnungen, bunten Plänen und vielen
Freuden gewesen. Ein Stern hatte über allem
verklärend und beseligend geschwebt: Maria
Grimaldi. Jede Gesellschaft ohne sie hatte ihren Reiz
verloren, alle Gedanken waren von ihr ausgegangen
und zu ihr als ihrer lieben Heimat wieder
zurückgekehrt. Maria hieß fortan aller Wünsche
höchstes Ziel. Doch Hoffen und Sehnen war diesmal
eine Welle, die glänzend aufstrebte und dann wieder in
das Meer des Nichts hinabsank. Filippos Geist, durch

ein wildes, mit fieberhaftem Durste gekostetes Leben überanstrengt und durch hastende Arbeit verbraucht, war unter der Wucht seiner stürzenden Hoffnungen jäh zusammengebrochen. Erbliche Anlage hatte ihren Teil dazu beigetragen, allmählich die Zerrüttung seines Geistes herbeizuführen, der letzte Anlaß aber war von außen gekommen. Ärzte hatten die Gefahr wohl erkannt; sie aber abzuwenden, das Unglück aufzuhalten, hatte keiner vermocht. Mit leidenschaftlicher Glut, wie alles, was ihm widerfuhr, hatte Filippo die Liebe zu Maria erfaßt, so daß er mit einmal alle Arbeit vergaß und nur noch in einem Taumel seligen Entzückens lebte.

Da hatte sich Maria plötzlich, ohne daß die Freunde den Grund geahnt hätten, in ihrem Wesen verändert, eine schwere, innere Betrübniß hatte tiefe und sorgenvolle Schatten auf ihr junges Antlitz geworfen, matt war der Druck ihrer Hand, unsicher Hund traurig der Blick ihrer dunklen, früher so lustigen Augen geworden. Umsonst hatte Filippo eines Tages an ihrer Tür gestanden, Maria war über Nacht mit den Eltern verreist. Eine Woche später traf gänzlich unerwartet die Nachricht in Rom ein, Maria Grimaldi, das am meisten bewunderte Mädchen der Gesellschaft und der verwöhnte Liebling aller, habe sich mit einem reichen Geldmann, dem Mailänder Veroni verlobt.

Alle hatten geglaubt, sie werde Filippo heiraten, und nun bereitete sie ihnen eine solche Überraschung! Man vermutete allerlei, doch wer wollte sich im Kopfe des jungen Mädchens auskennen, in dem so viel unvermittelt nebeneinander zu liegen schien.

Nun war ein schwarzer Schleier nach dem andern auf das Leben der Freunde gefallen. Tommaso hatte dem anderen die verhängnisvolle Nachricht gebracht. Filippo war von seinem Stuhle aufgesprungen, er hatte ihn erst ohne Verständnis angestarrt, wie einen fremden Boten, dessen Sprache man nicht kennt, dann war er plötzlich in lautes Gelächter ausgebrochen. Nie hatte dem Freunde etwas so schaurig und zugleich verzweifelt geklungen wie dieses mit einmal hervorbrechende Lachen.

Tags darauf war Filippo nach seiner Villa in die Einsamkeit geflohen. Nie wieder hatte sein Fuß eins der glänzenden römischen Häuser betreten. Nur Tommaso durfte den Jugendfreund aufsuchen; auch er war durch das Unglück seines besten Freundes ernster und verschlossener geworden als früher und hatte sich gleich jenem von allem zurückgezogen.

Zudem war auch er kurze Zeit nach Marias Vermählung von schwerem Mißgeschick heimgesucht worden, er hatte sein Vermögen verloren. Da war er

auf des Freundes Bitten dauernd draußen in der Villa am Nemi-See geblieben.

So hatten sich nun die beiden Schiffbrüchigen in dem einsamen Hause zusammengetan. Sie lebten unter blühenden Blumen und wuchernden Bäumen, als Einsiedler, die es nicht noch einmal mit der trügerischen Welt versuchen wollten. Philippos Geist hatte sich mehr und mehr umdüstert. Das Fieber schlich mit giftigem Atem durch die dumpfe Wildnis des Gartens, wenn nachts der Regen auf die Blätter tropfte, doch es kümmerte die beiden wenig, sie schienen mit dem fahlen Gespenste gut Freund.

Ihre alte Wirtschafterin pflegte mitleidig zu sagen: »Ich habe einen Bettler und einen Narren im Hause!«

Auch die Bauern, die zuweilen abends, wenn sie bei Mondschein vorübergingen, Tommasos lautes Gitarrespiel und seinen Gesang hörten, zuckten spöttisch die Achseln über die beiden Sonderlinge. Seit Jahren hatte man sie schon nicht mehr gesehen, weder zum Markte noch zum Feste der Weinlese in Genzano oder in einem der anderen Orte.

»Ein Bettler und ein Narr, bei Gott, es sind verlorene Menschen!« — —

Das war das letzte Bild, das sich Tommaso zeigte; ihr Leben schien unter vielen schwarzen Schleiern tief begraben, zerbrochen und von jedermann vergessen.

Keines der vorigen Bilder war so erschreckend deutlich wie dies, keines grub bössere Spuren in sein Gedächtnis. Es war ihm, als müsse so ihr Leben allmählich ersticken unter schwarzer Last oder spurlos unter dem Aschenhaufen zerstörter Hoffnungen verlöschen, wie eine Flamme verglimmt. Was sollten sie auch dagegen tun? War ihr Dasein nicht völlig gleichgültig und zwecklos? Sie begehrten ja beide nichts mehr, sie lebten in einem Garten der Träume und doch zugleich in einem Kerker freiwilligen Entsagens.

Die Außenwelt rauschte vorbei, sie achteten nicht auf ihr fernes Tosen, sie glaubten sicher, ganz sicher vor ihr zu sein. Wenn sie sich unterhielten, so sprachen sie fast nur von ihren Blumen, von ihren Nachtigallen in den Fliederbüschen, sie freuten sich an den Schmetterlingen des Rasens und den Eidechsen zwischen den Steinen, und Filippo hatte sich im Geiste eine ganze Welt seltsamer und wirrer Phantasieen gezimmert, durch deren verschlungene Pfade er den Freund oftmals umherführte. Niemals wurde die Vergangenheit berührt, und hätte nicht Tommaso dem Freunde zu Gefallen manchmal dessen Lieder gesungen, man hätte meinen können, jede Erinnerung an frühere Zeiten sei gestorben gewesen.

Trefflich hatten die Einsiedler sich gegen alle Menschen verschanzt. — — —

Mit einem Busche der herrlichsten, roten Rosen kehrte Tommaso aus dem Garten an das Bett des Kranken zurück. Da er aber diesen schon im Schlummer liegend fand, stellte er die Blumen ans Fenster und schritt nach seinem Zimmer.

Eine Weile noch blickte er, in ernstes Sinnen versunken, über die Gegend hinaus, dann kehrte er sich kurz um, als wolle er einen Gedanken rasch von sich scheuchen, schloß die Läden und begab sich selbst zur Ruhe.

Am anderen Morgen trugen er und die Haushälterin für den Kranken einen Lehnstuhl an die Terrasse hinaus. Noch hatte die durstige Sonne nicht allen Tau von den Blättern der Farnkräuter am See getrunken, noch blitzten einzelne Tropfen auf den dem warmen Gestirne zustrebenden Rosen, als hätten die Blumen in ängstlichen Träumen geweint und erhöben sich nun noch halb im Schlummer aus den grünen Betten ihrer Blätter, um sich von der Sonne, der großen Trösterin und Mutter, die Tränen wehküssen zu lassen.

Betäubend fast duftete der weiße Flieder aus dichten Gebüschen, und die flinken Libellen eilten kreuz und quer über das Wasser dahin, blitzend wie blaustählerne Pfeile. Die Lerchen sangen unsichtbar in

der Luft, und unter ihnen liefen die kleinen Wellen spielend ans Ufer, sprangen über bunte Steine, zupften an der weißen Mähne des Marmorlöwen, leise und unaufhörlich schwatzend, wie muntere Kinder.

Hierhin geleiteten Tommaso und die alte Frau den Kranken. Filippo sah bleich aus und hielt sich gebückt, das Fieber hatte ihn nicht verlassen. Teilnahmslos für die Pracht des wild wuchernden Gartens und die saphirblaue Schönheit des Sees starrte er vor sich auf den Kies des Weges. Tommaso rückte den Stuhl so, daß die Sonne den Kranken im Rücken beschien, dann gab er ihm einen Stock mit elfenbeinerner Krücke in die Hand, ein altes Erbstück, mit dem jener zu spielen liebte.

»Der arme Herr,« seufzte die Dienerin, »was mag er wohl wieder für tolle Gedanken haben! Das böse Fieber hat ihn heute vollends um den Verstand gebracht.«

»Schweigt still, daß er's nicht hört,« antwortete Tommaso. »Zwölf Jahre sind's wohl schon her, daß es ihm so geht, es kann auch nie anders werden, wir müssen uns bescheiden.«

Während die beiden Filippo allein ließen und nach dem Hause zurückkehrten, klang plötzlich das Rollen eines Wagens von der Straße herüber. Es näherte sich, und wenige Minuten später verstummte es, gerade vor

der Türe des Landhauses. Der scharfe Knall einer Peitsche zerriß die Luft, gleich darauf tönte der harte Schlag des bronzenen Klopfers, noch ehe Tommaso Zeit gehabt hatte, durch eines der Fenster nach dem ungewohnten Besuche auszuschaun.

Beinahe ängstlich öffnete die Haushälterin die Türe, Tommaso war erstaunt hinter ihr in den Flur getreten. Eine Dame stand draußen auf den zum Eingange emporführenden steinernen Stufen, sie schlug ihren Schleier zurück, es war Maria Veroni.

Tommaso erkannte sogleich ihre Züge. Sein Atem stockte, seine Augen nahmen einen harten Ausdruck an. Er brauchte einige Zeit, um sich zu fassen und vergaß darüber ganz, die so plötzlich Angekommene zu begrüßen. Diese streckte ihm fast schüchtern die Hand entgegen, eine schmale, weiße Hand mit feinen blauen Adern, der man es ansah, daß viel Leiden von ihr berührt worden war. Eine lange Reise schien Maria Veroni ermattet zu haben, ihre Augen hatten einen müden Ausdruck, und sie lehnte sich mit dem Arm an das Türgewände, dann fragte sie hastig, während ihre Brust sich vor Aufregung zusammenschnürte und ihr Herz heftig klopfte:

»Wie geht es ihm, Tommaso? Ich weiß alles,« fügte sie hinzu, als sie das Zögern und ein plötzliches,

schmerzvolles Zucken im Antlitz des anderen bemerkte.

»Ich komme zu einem Kranken. Aber, — denkt er noch zuweilen an mich, oder ist's wahr, daß er mich haßt?«

»Filippo hat Sie nie vergessen und auch nie gehaßt,« erwiderte Tommaso düster, die Stirn zusammenziehend. »Doch was führt Sie zu uns Einsamen? Was suchen Sie?«

Die Augen Maria Veronis leuchteten auf, als sie den Kopf erhob. Das krankhaft Schlaffe in ihrem Wesen schien für einen Augenblick entfliehen zu wollen. Nach dem Arme Tommasos fassend bat sie:

»Führen Sie mich rasch zu ihm! Wenn er noch immer an mich denkt, wenn er mich nicht vergaß, dann wird er auch gesund werden, ja er muß!«

Ein trauriges Lächeln glitt flüchtig über die Züge des Mannes, er zog seinen Arm zurück und ohne von der Stelle zu gehen, sagte er:

»Sie kommen heute um Jahre zu spät, Frau Veroni! Warum betrogen Sie den da drinnen, warum heirateten Sie den andern? Wog dessen Gold schwerer als das Herz Philippos? Sie gehören Herrn Veroni, nicht meinem Freunde. Für die Reue ist's zu spät!«

»Zu spät? O, sagen Sie das nicht, nicht das! Es darf nicht sein!« jammerte Maria. Schweiß trat auf ihre

blasse Stirne, sie hustete und mußte sich wieder an die Wand stützen, während sie flehend zu dem Manne emporschaute, der ihr im Flure den Weg sperrte. Sie wagte nicht an ihm vorüberzugehen, um nach Filippo zu suchen.

»Quälen Sie mich nicht mit Vorwürfen!« fuhr sie fort, mühsam Atem schöpfend, »Sie wissen nicht, wie es kam, niemand hat's ja gewußt! Meine Eltern wollten es! Mein armer Vater hatte alles eingebüßt. Sein Ruf, die Ehre unseres Namens waren verpfändet! Da kam Veroni. Alles stand auf dem Spiele, meine Mutter lag bittend auf den Knieen vor mir, die eigene Mutter! Sollte ich ihr armes, graues Haupt mit Trauer und Schmach belasten? Ich gehorchte, ich ergab mich. Ich sagte ›ja‹, als er mich fragte, ob ich ihn liebe.«

»Sie sagten ja?« fuhr Tommaso auf. »Es stand nur ein Name auf dem Spiele, ein Name? Und Sie sagten ja?! Sie logen? Wußte Ihr Inneres denn nichts von dem, was Ihre Zunge tat? Frau Veroni, ich sollte meinen, ein menschliches Herz wäre mehr wert, die Wahrheit stände höher als solcher Schein! Das ist, mein' ich, eine Weisheit von gestern und ehegestern! Kehren Sie um!«

»Ich will mich nicht entschuldigen Damals war ich blind, ich sah den rechten Weg nicht, ich ging den, der mich durch äußeren Glanz hindurch in eine

abscheuliche Tiefe führte. — Niemand durfte die Wahrheit erfahren, der arme Veroni liebte mich ja aufrichtig, er überhäufte mich mit Gutem, ich habe es ihm Jahre lang mit Lügen vergolten! Für jede Wohltat gab ich eine Lüge, jeder Kuß von mir war eine Lüge, jedes Wort eine Lüge, jede Umarmung tausendfach Lüge! O, Tommaso, ich habe mehr gelitten, als ich tragen konnte! Als mein Mann starb, bat er noch: ›Vergieb, Maria, wenn ich dir je unrecht tat, ich war vielleicht nicht immer so gegen dich, wie du es verdienst.«

»Noch den Sterbenden habe ich belügen müssen! So weit war es mit mir gekommen! Ich meinte, er müsse es meinem Gesichte ansehen, daß ich, ich eine Elende war, die ihm, dem Vertrauenden, zwölf lange, martervolle Jahre Liebe geheuchelt hat. Ich konnte es nicht im Zimmer aushalten, ich glaubte, die vier Wände müßten meine Sünde dem Ahnungslosen ins Antlitz schreien. Man trug mich besinnungslos hinaus.«

»So ist Ihr Gatte tot?« unterbrach sie Tommaso, den Weg noch immer nicht freigebend. Er hatte gleichsam Stahl um sein Herz gelegt und wollte diesen Panzer nicht lösen.

»Er ist tot.« Die junge Frau stand wie eine Gerichtete da, mit zitternden Händen und gesenktem

Haupte. Ein Hustenanfall unterbrach sie einen Augenblick. »Veroni ist tot. Ich war seiner nicht wert, so wie ich es Filippos nicht gewesen wäre, den ich nie, niemals aufgehört habe zu lieben! Schelten Sie mich nicht zu hart, das Schicksal hat mich, die schwache, sündige Frau, in einer wilden Laune wehrlos vor sich hingeweitscht. Veroni war schwindsüchtig. Ich pflegte ihn, ich hoffte nur das eine, die Krankheit werde ihn verlassen und mich statt seiner nehmen. Aber selbst der Tod ging mir, der Lügnerin, aus dem Wege! Ich wäre so gern gestorben! Ja, ich war ganz elend, denn ich glaubte, auch Filippo verachte mich und habe mich längst vergessen! Aber er denkt noch an mich, lassen Sie mich zu ihm, daß ich noch etwas für ihn leben kann! Nun will ich wieder leben, bei ihm, draußen hab ich nichts mehr zu suchen, nur eine kleine Weile noch bei ihm, ich hab so viel gut zu machen!«

Tommaso zuckte die Achseln. Er wollte etwas erwidern, doch er schwieg, dann wandte er sich kurz und schritt dem Ausgange zu. Rasch folgte ihm Maria durch den Gang nach der Terrasse hinaus.

Noch immer saß der Kranke auf einem Stuhle. Er hielt seinen Stock in der Hand und zeichnete regellose Figuren vor sich in den Sand. Eine Biene kroch über seinen Arm, ohne daß er darauf geachtet hätte. Er

wandte auch nicht den Kopf, als sich die Tür hinter ihm öffnete.

»Filippo!«

Mit diesem Aufschrei sank Maria vor dem Kranken zu Boden, seine Kniee umfassend und ihre Lippen auf seine Hand drückend.

Der Kranke machte einen Versuch aufzuspringen, fiel aber kraftlos wieder zurück, nur seine Hand zog er unwillig unter den Lippen Marias vor. Er starrte auf die zu seinen Füßen Liegende herab und fragte, sich an den Freund wendend, der wortlos näher getreten war:

»Tommaso, was will diese da?«

Maria blickte ihm angstvoll in die Augen und rief, von neuem nach der Hand des Kranken haschend, indes das Schluchzen ihr in die Kehle stieg:

»Filippo, ich bin's ja, Maria, erkennst du mich nicht?«

Der Gefragte schüttelte das Haupt und sah immer wieder über die junge Frau weg auf Tommaso hin, als erwarte er, daß dieser für ihn sprechen werde. Endlich antwortete er:

»Nein, ich erkenne Sie nicht!«

»Filippo,« flehte die Knieende von neuem, »sich mich an! Sieh mein Gesicht, sieh meine Augen, mein Haar, erkennst du dies alles nicht wieder?«

Der Kranke blickte eine Weile auf das blasse Antlitz, dem die Tränen über die eingefallenen Wangen zu rinnen begannen, dann strich er mit der Hand über den Scheitel Marias und fühlte nach ihren Fingern. Aber er schüttelte zum Schluß hartnäckig das Haupt, während die junge Frau unter der Berührung seiner Hände mit bangem Erwarten an seinen Lippen hing.

»Nein, nein, das ist nicht Marias Haar, das war nicht so grau, das ist nicht ihr Auge, das war nicht so trübe, das ist auch nicht Marias Hand, die war nicht so mager, und was sollen diese Ringe da?« fast hart stieß er die Knieende zurück, als diese sich enger an ihn schmiegen wollte. »Schick sie fort, Tommaso!« rief er, seinen Stock wie eine Kostbarkeit vor den Händen Marias rettend. »Es ist eine Betrügerin! Das ist nicht Maria!«

Die junge Frau, von Filippo rauh zur Seite gestoßen, versuchte noch einmal, sich ihm zu nähern. Sie wagte nicht mehr, nach seinen Händen zu greifen, die noch immer den Stock, fast wie zum Schlagen erhoben, von ihr fernhielten, aber sie faltete ihre Finger um das Ende der Decke, mit der Tommaso sorgsam des Freundes Kniee umhüllt hatte.

»Vergib mir, Filippo,« bat sie mit tränenerstickter Stimme, »Gott weiß es, daß ich nur dich liebte, aber

ich hatte nicht den Mut es zu sagen, ich war ja so feige, so feige! Ich lüge nicht, heute nicht! Sieh mich an, ich bin's, bin deine Maria, die dich geliebt hat!«

Ungeduldig schüttelte der Kranke von neuem den Kopf.

»Marias Haar war nicht grau, ihre Wangen nicht so blaß wie diese da,« sagte er langsam. Er beachtete die Knieende nicht mehr und begann spielend mit dem Stock auf den Boden zu stoßen.

Da trat Tommaso, der bisher in stummer Ergriffenheit zugehört hatte, an seinen Freund heran und sagte, ihm die Hand auf die Schulter legend:

» Filippo, hörst du, bleib' ruhig hier sitzen, Frau Veroni und ich werden unterdessen ins Haus gehen. Sie wird wohl einige Tage bei uns rasten.«

Maria erhob sich langsam und warf dem Sprecher einen dankbaren Blick zu, dann folgte sie ihm. Es ward ihr schwer, sich unter der Wucht des Eindruckes, den das traurige Wiedersehen mit Filippo auf sie gemacht hatte, aufrecht zu erhalten, und sie legte die wenigen Schritte nach dem Hause wankend zurück, wie jemand, der im Dunkeln tappt.

Ihre Fassung, im Garten angesichts des Geliebten nur mit Mühe bewahrt, verließ sie, da sie das Zimmer betrat, in dem sich dieser seit Jahren mit seinen Erinnerungen an sie eingeschlossen hatte. Als sie ihr

Bild, eine Photographie aus ihrer Mädchenzeit, auf seinem Schreibtische erblickte, schlug sie die Hände vors Gesicht und sank weinend auf den Stuhl, den ihr Tommaso anbot.

Das Bild rief ihr die alte, unwiederbringlich verlorene Zeit zurück, die Zeit, da sie noch sich selbst gehört hatte, nicht dem übermächtigen Dämon Lüge.

Aller Schmerz, den sie seit Jahren verschlossen in ihrer Brust getragen hatte, all das Bittere, Falsche und Hoffnungslose ihres Daseins wurde wach und flammte brennend in ihrem Innern auf. Ein Ton wie Scherbengeklirr lag ihr gellend im Ohre, und es waren die Scherben auch des letzten, kleinen Glückes, das sie sich wie ein winkendes Zukunftsbild jahrelang durch die öde Wüste eines verdorbenen Lebens gerettet hatte.

Eine Zeitlang hörte man nichts anderes im Zimmer als das Weinen der jungen Frau; Tommaso versuchte nicht sie zu trösten.

»Ist es nicht schrecklich,« stöhnte Maria endlich mit einem trostlosen Blicke auf den vor ihr Stehenden, »er stößt mich von sich, er erkennt mich nicht!«

Der Angeredete lehnte mit dem Rücken an der Marmorwand eines Kamins und blickte düster zu Boden.

»Ja, das ist schrecklich,« antwortete er mit dumpfer Stimme. Nach einer Weile fügte er noch leiser hinzu: »Sie hätten jene große Lüge nicht auf sich nehmen sollen.«

Maria zerknitterte ein feines, spitzenbesetztes Taschentuch zwischen ihren Fingern. Sie begann zu husten, wobei sie, einen stechenden Schmerz verheißend, die Lippen aufeinander preßte, daß sich ein kleiner Blutstropfen zwischen ihnen zeigte.

»Sie sagen recht, ich bin unwahr gewesen, das nahm allem Glück den Boden unter den Füßen weg! — Ich habe ja nichts, nichts auf der Welt,« fuhr sie fort, während ihr noch immer Tränen über die Wangen liefen und auf ihren Schoß tropften. »Ich hatte nur eins, die Hoffnung, eine armselige Hoffnung, Filippo noch einmal zu sehen, ihn zu bitten: vergib, nicht alle Schuld liegt auf mir, das Leben ist so hart und übermächtig. Ach, Tommaso, nun ist auch dies nicht mehr, er wartet auf eine andere Maria, auf die junge, schöne Maria, die ihn liebte! Er erkennt nicht die müde, kranke und gebrochene Frau. Er wird mir nie verzeihen können!«

»Sie sind krank?« fragte Tommaso teilnehmend.

»Veroni starb an der Schwindsucht, ich habe ihn gepflegt,« erwiderte Maria. »Seitdem fühle ich ein

Stechen in der Brust. Genau so ging es bei meinem armen Manne an.«

»Und warum haben Sie all die Jahre nicht einmal nach uns, ich meine nach Filippo gefragt?«

»Ich wagte nicht. Ich hörte, er habe mir geflucht, er hasse mich. Und dann, ich fürchtete Sie, Tommaso. Ich war ja schuld, daß Ihr Freund so wurde. Ich hatte auch Ihre Verachtung, Ihren Haß verdient !«

»Haß!? Was hätte ich damit wieder gut machen können?«

Tommaso blickte auf ihre Gestalt. Ihr Antlitz hatte jenen leidenden Zug um Mund und Augen, den Menschen anzunehmen pflegen, deren Tage gezählt sind. Es ist, als habe der Tod mit vorsichtigem Finger schon ein wenig an einem solchen Antlitze modelliert. Der etwas zu große Mund mit den feingeschnittenen Lippen zuckte in verhaltenem Schmerz. Die schwarzumrandeten, dunklen Augen lagen unter weichen Wimpern mit einem Ausdrucke verzweifelten Jammers und schimmerten feucht von den noch immer hervorquellenden Tränen. Marias einst blauschwarzes und dichtes Haar zeigte einige graue Fäden an den schmalen Schläfen.

»Sie haben keine Kinder, die Ihnen ein Trost sein könnten, Frau Veroni?« fragte nach längerer Pause Tommaso. Seine Faust stützte sich schwer auf den

Rand des Kamines, und seine Augen ruhten jetzt mit weichem Ausdrucke auf der Gestalt Marias. Die junge Frau seufzte und schüttelte traurig das Haupt.

»Gott hat mir Kinder versagt, und meine Eltern, ich weiß nicht, sie sind mir allmählich durch alles das fremd geworden. Ich habe keinen, dem ich etwas sein könnte. Wenn ich tot bin, wird für niemand eine Lücke bleiben, für niemand!«

Ein dunkler Schatten flog für einen Augenblick über Tommasos Antlitz.

»Es ist sehr schlimm für den Menschen, sich überflüssig zu wissen, Maria,« sagte er mit verhaltener Erregung in der Stimme. »Auch wir beide, Filippo und ich, sind ganz überflüssige, sind zerbrochene Menschen, die das Leben wie alte Spielsachen beiseite warf. Bleiben Sie bei uns! Ist im Hause für einen armen Narren und einen unglücklichen Bettler Platz, so wird sich auch Raum für Sie finden.«

Tommaso war bei diesen Worten an die junge Frau herantreten und streckte ihr die Hand hin, die diese mit warmem Drucke ergriff.

»Sehen Sie,« fuhr er mitleidig fort, »das Leben rennt weiter, unbekümmert um die, die es im Staube seines brausenden Weges liegen läßt. Menschenschicksal hat keine Augen und kein Herz! Wir drei sind die Maroden des Lebens, nein

schlimmer, wir sind die, die im Kampfe verloren haben! Tun wir uns zusammen! Es ist schön, so schön hier in diesem Garten! Abseits der Welt gibt es zwar keinen Ruhm, keine große Leistung, keinen hellen Klang großer Namen, keinen lauten Dank der Arbeit, aber etwas, das viel aufwiegt, den Frieden.«

Maria Veroni war ausgestanden und sah mit einem wehmütigen Lächeln in Tommasos Antlitz.

»Ich danke Ihnen für Ihre guten Worte! Könnten Sie doch meinem Herzen, das sich so nach Frieden sehnt, für wenige Tage Ruhe geben, denn ich habe wohl nicht mehr viele zu verschenken!«

»Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele den Frieden,« antwortete Tommaso. »Auch ich habe ihn erkämpft und habe ihn eben erst in dieser Stunde verteidigen müssen. Entsagen können soll unser Glück sein!«

»Ja, so soll es sein,« flüsterte die junge Frau. »Wollte Gott mir die Kraft dazu schenken!«

Nun blieb Maria Veroni in dem einsamen Landhause am Nemi-See. Ein Zimmer ward für sie hergerichtet, von dem aus sie über das bunte, blühende Pflanzengewirr des Gartens auf den blauen Wasserspiegel und die fernen Häuser von Genzano blicken konnte, ein stilles Zimmer, in das kein Geräusch der Außenwelt mit rücksichtsloser Schärfe drang, von dem aus die staubige Landstraße nicht zu

sehen war, die hinaus, zurück ins Leben führte. So hatte sie selbst es gewünscht.

Filippo schien die Anwesenheit Marias nicht zu beachten, das Fieber verließ ihn diesmal nicht mehr trotz aller Pflege. Als habe es, an seinem geschwächten Körper zehrend, die krankhaften Einbildungen seines zerrütteten Hirnes noch mehr gesteigert, so saß er nun stundenlang vor sich hinbrütend und dazwischen halblaut phantasierend in seinem Sessel auf der Terrasse des Hauses. Teilnahmslos ließ er sich des Morgens hinausführen und des Abends in sein Zimmer zurückgeleiten, nur wenn Tommaso die Gitarre vom Schranke nahm, sich zu ihm auf eine steinerne Stufe setzte und ihm vorsang, hellte sich sein Angesicht auf, seine Augen richteten sich sehnsüchtig nach der Ferne, und seine Lippen flüsterten immer wieder den Namen der Geliebten.

Maria Veroni umgab den Kranken mit aller Sorgfalt einer dienenden Schwester, sie verließ ihn nicht am Tage und wachte bei ihm des Nachts. Doch wenn er sich zuzeiten, ohne sie mit einem Blicke zu streifen, nach dem Freunde umwandte, leise bittend: »Tommaso, spiele ein wenig!« schlich sie ins Haus, und wenn an ihr Ohr die Klänge von Philippos Liebeslied drangen, barg sie weinend ihr Haupt in den

Händen. Schluchzen erschütterte ihren schlanken Körper, und ihre Brust schmerzte bei jedem Atemzug, als senkten die finsternen Göttinnen der Vergeltung scharfe Dolche in ihren Busen.

Ihre bebenden Lippen flüsterten: »Warum nahm ich diese Lüge auf mich! Nun muß ich immer wieder von jener vergangenen Zeit hören, muß neben ihm, mit ihm sterben, so dicht, daß im Tode unsere erkaltenden Hände einander fassen könnten, und doch ewig von ihm durch meine unselige Schuld getrennt!«

Maria ahnte, daß es mit ihr und Filippo zu Ende gehe. Sie wünschte sich ja den Tod, sie hatte nichts zu erhoffen. Erlag der Geliebte dem heimlich zehrenden Fieber, so war ihr Leben auch des letzten Zweckes beraubt, es war nicht mehr wert als das Leben eines Blattes, das der Wind zum Welken in den Staub wirft.

Sie sah den Tod kommen, sie hörte seinen Gang draußen auf der menschenleeren Landstraße vor der Tür der Villa. Sie meinte seinen kahlen Schädel zu sehen, garstig und grau, wie ein altes, verwittertes Steinbild. Er reckte sich mit langem Halse über die Mauer des Gartens empor, um nach ihnen, den Einsiedlern da drinnen, Umschau zu halten.

Gegen den Lärm des Lebens hatten sie sich wohl gut verschanzt, aber gegen den Tod? Gegen ihn würden sie kein Tor zimmern können!

Doch sein ruhiges Antlitz erschreckte Maria nicht, der Alte hatte recht, solche Besiegten des Lebens mit sich zu nehmen.

Könnte sie doch nur einmal noch in Filippo den Funken des Erkennens erwecken!

Die getäuschte Hoffnung hatte ihre Kraft aufgebraucht, es ward ihr jetzt schwer, sogar die Treppe nach ihrem Zimmer zu steigen. Filippo schien ihr Leiden nicht zu bemerken, nur Tommaso fragte oft besorgt nach ihrem Befinden und bat sie immer vergeblich, einen Arzt zu fragen.

Vier Wochen waren seit ihrer Übersiedelung in Filippos Villa verflossen. Wieder schien der Mond herab auf Garten und See, silberne Schleier über die Bäume breitend, silberne Lichter auf die kleinen Wellen legend, als wolle er ihnen zum Schmucke glitzernde Kronen aussetzen. Die Nachtigallen sangen in den Büschen, und der Wind schief im Eichenwalde auf dem Monte Cavo.

Mühsam, am Arme des Freundes, war Filippo an das Ufer des Sees hinabgeschritten. Sie setzten sich beide nebeneinander auf die marmornen Treppenstufen, Tommaso schlang dem Kranken einen Mantel über die abgemagerten Schultern, dann griff er zur Gitarre und stimmte leise die Saiten.

Der weiße Löwe blickte aus dem Wasser mit offenem Rachen und toten Augen auf sie und dachte im stillen nach, wie vergänglich neben seinem steinernen Leibe die Menschen sind. Wie viele Geschlechter waren nun schon an ihm vorübergegangen und verschwunden, wie viele würden noch kommen und gehen! Es war allmählich ein langweilig Spiel geworden, dem zuzusehen; war's ja doch immer das Gleiche!

Der Ton der Gitarre irrte auf weichen Sohlen durch die dämmernden Schatten des Gartens, und als erwecke er den schon verlöschenden Funken in Philippos Hirn, so nahmen seine Augen allmählich einen lebhaften Ausdruck an, seine Stirne legte sich in nachdenkliche Falten.

Leise Worte murmelnd blickte er auf den Kiesweg, der sich zur Seite im Dunkel der knorrigen, alten Steineichen verlor.

Plötzlich hob er mit rascher Bewegung das Haupt, seine eingefallenen Wangen begannen zu glühen, seine Arme streckten sich aus und wiesen auf den nach dem Hause führenden Weg.

Tommaso folgte erstaunt mit den Blicken der angegebenen Richtung. Aus dem Dunkel war mit einmal wie mit silbernem Kleide umflossen eine weiße Gestalt in den hellen Mondschein getreten.

Ganz in Weiß kam Maria Veroni, das Haupt geneigt, die Hand auf die Brust gepreßt, langsam den Weg entlang. Sie hatte das Haar lose aufgeknotet und einen Kranz roter Rosen hineingeflochten in Erinnerung an jene ferne Nacht im Palazzo Borghese. Sie glaubte dem Kranken eine Freude damit zu machen. Als sie die Freunde dicht vor sich im Schatten eines Baumes erkannte, blieb sie jäh, wie erschrocken stehen, da aber schlug ein Schrei an ihr Ohr, erlösend und jubelnd, wie herrlichste Musik: »Maria!«

Filippo hatte sich aufgerichtet und stand einen Augenblick vor ihr mit offenen Armen, das Antlitz von seliger Wonne überstrahlt. Es war, als habe der nahende Tod mitleidig die Binde von seinen Augen gelöst.

Tommaso sprang besorgt auf und umfaßte den Freund, der taumelnd umsank, die Augen mit einem Ausdrücke verzweifelter Liebe und unsäglichen Glückes aus die junge Frau geheftet. Langsam ließ er den Kranken wieder auf seinen Sitz niedergleiten, während Maria sich über ihn warf, seine Hände, sein Antlitz mit Küssen bedeckend. Sie sagte keine Worte dazu, die Größe ihres Glückes hatte ihr den Atem benommen.

Des Kranken Hand strich liebkosend über ihr Haar, während seine Lippen die ihren suchten und sein

Mund leise stammelte:

»Wie ist dein Haar noch immer so weich! Doch deine Augen sind so traurig, Maria! Du mußt mich so nicht ansehen!«

Dann umschlang er die junge Frau regungslos und schloß selber die Augen in trunkenem Entzücken. Plötzlich aber ließen seine Hände den zitternden Körper, den sie mit erlöschender Kraft an sich gedrückt hatten, los, seine Züge krampften sich schmerzlich zusammen.

»Warum kommst du so spät?« stöhnte er kaum hörbar, dann fiel sein Haupt kraftlos zurück. Maria aber preßte ihren Mund auf den seinen, als wolle sie den letzten schwachen Seufzer, als wolle sie die entfliehende Seele des Sterbenden in sich aufnehmen.

Endlich hob Tommaso die Knieende auf, sanft ihren Arm ergreifend.

»Kommen Sie, Maria, daß ich den Toten hineintrage. Er hat den Frieden gefunden, den wir alle suchen«

»Den Toten?« wiederholte die junge Frau mit kaum hörbarer Stimme, als verstände sie nicht recht. »Den Toten?« Dann aber ließ sie sich willenlos von Tommaso nach dem Hause geleiten.

Als dieser mit Hilfe der herbeigerufenen alten Dienerin den Körper des Freundes in dessen Zimmer

getragen hatte und ihn auf seinem Bette ausstreckte, trat Maria, seltsam gefaßt, an ihn heran und bat: »Gewähren Sie mir das eine, Tommaso, lassen Sie mich diese letzte Nacht allein bei ihm bleiben. Niemand darf uns mehr trennen, es soll unsere Brautnacht sein. — Sie wird uns wohl für immer vereinen,« fügte sie fast feierlich hinzu.

Tommaso blickte lange in ihr blasses und abgezehrtes Antlitz und hörte ihr mühsames Atmen. Da fühlte er, daß ihm die heißen Tränen nach den Augen drängten und wandte sich verlegen um.

»Sie mögen recht haben, Maria, tun Sie, wie Sie wollten.«

Dann stellte er zwei Lichter zu Häupten des Bettes auf einen Tisch, warf einen traurigen Blick auf die regungslose Gestalt des Toten und schritt leise hinaus.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, nahm Maria den Rosenkranz von ihrem Haupte, denn sie empfand diesen Schmuck jetzt nicht nur als kindisch, er erschien ihr schmerzhaft wie eine Dornenkrone. Sie legte ihn auf die Brust Philippos, seine gefalteten Hände damit bedeckend.

Langsam ging sie an die Fenster und öffnete diese weit, so daß aus dem Tale des Sees die kalte Nachtluft hereinstrich und sich mit den flackernden Lichtern neckte. Draußen schwiegen schon längst die

Nachtigallen aber der Wind war auf seinem Berge erwacht und irrte suchend nach einem Spielwerk an den steilen Ufern des Sees herum.

Maria, die eine Weile tränenlos neben den Toten gesessen hatte, schauerte unter leisem Frösteln zusammen, aber statt sich enger in das ihre Schultern bedeckende Tuch zu hüllen ließ sie dieses zu Boden fallen und begann mit bebenden Händen das leichte Kleid über ihrem Halse zu öffnen. Tief atmend trat sie an das offene Fenster und bot, sich weit hinauslehnend, ihre weiße Brust dem kühlen Winde dar. Das Stehen ward ihr zu schwer, da setzte sie sich auf das Fensterbrett und lehnte mit geschlossenen Augen ihr Haupt an die steinerne Einfassung.

Ein glückliches Leuchten ging über ihr Gesicht, und als sie so mit den fast durchsichtigen, feinen Fingern ihren Busen preisgebend, das Gewand zur Seite hielt, war es ihr, als habe ein kaltes Lippenpaar sich auf die Stelle ihres Herzens gelegt und trinke heimlich in einem langen Kusse die letzte, schwache Kraft ihres Blutes.

Im Froste schlugen ihre Zähne aufeinander. Ihr schwindelte, flüchtig zog sie ihr Kleid wieder zusammen und glitt vom Fenster herab. Dann schlich sie an das Bett Filippos zurück, kniete nieder und legte ihre Wange an die bleiche des Toten.

Als Tommaso am anderen Morgen herabkam und das Zimmer Filippos betrat, fand er Maria noch immer vor dem Toten knieend. Sie erhob sich auch nicht, als der Freund ihr grüßend die Hand hinstreckte, sie wendete nur ein wenig den Kopf nach ihm um, und ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund.

»Es geht Ihnen schlecht?« fragte er. »Nein, lassen Sie mich, ich bin glücklich so,« antwortete Maria leise.

»Wollen Sie nicht ruhen?« fuhr Tommaso fort, voller Besorgnis den seltsam fremden, fast unirdischen Zug in dem Antlitze Marias bemerkend. »Kommen Sie fort von hier, es ist kalt im Zimmer, und Sie werden sich töten.«

Die junge Frau aber schüttelte leicht den Kopf und schlang ihre Arme enger um den Gestorbenen.

»Ruhem?« erwiderte sie, »ich danke Ihnen, ich bedarf keiner Ruhe mehr. Lassen Sie mich, es ist schön, hier zu sein, und zum Ruhem werde ich bald Zeit genug haben.«

Tommaso mochte nichts mehr sagen. Er verließ zum ersten Mal seit langer Zeit Haus und Garten, um beim Pfarrer in Genzano das Begräbnis seines Freundes zu bestellen. Heimgekehrt von seinem Gange, pflückte er, das Zimmer des Entschlafenen zu

schmücken, im Garten einen Korb voll der schönsten roten Blüten.

Obgleich Stunden verflossen waren, hatte er es doch nicht über sich gebracht, zu Maria hineinzugehen und die Blumen ins Zimmer zu bringen, er hatte lange drunten am See auf den Steinstufen vor dem versunkenen Löwen gesessen. Endlich wandte er sich dem Hause wieder zu.

Die alte Wirtschafterin, die ihm den Korb abnehmen und ihn begleiten wollte, sandte er zurück. Er klopfte an. Niemand antwortete, so öffnete er vorsichtig die Tür zum Sterbezimmer. Er war wohl so leise eingetreten, daß ihn Maria Veroni nicht gehört haben mochte, sie kniete, wie er sie verlassen vor dem Toten nur ihr Haupt war vornüber gesunken und lag auf Filippus Brust. Sie schien zu schlafen.

Tommaso trat auf den Fußspitzen heran und berührte die Schulter der Regungslosen, er berührte ihre Hand, sie wandte sich nicht einmal um. Da setzte er den Korb mit den Blumen schnell zur Erde, nahm ihren Kopf in seine Hände, bog ihn zur Seite und blickte ihr ins Antlitz. Ihre Augen hatten sich für immer geschlossen ihr Leib fiel, seinen Armen entgleitend, schwer zu Boden. Da sah er mit Staunen, daß die junge Frau ihr Kleid geöffnet hatte, und daß ihr Busen entblößt war. Rasch legte er seine Hand auf

die Stelle ihres Herzens, es hatte aufgehört zu schlagen.

Nun verstand er.

Ein Stöhnen kam aus Tommasos Brust, so schmerzvoll, als habe ihn ein tödliches Geschoß getroffen. Er richtete sich auf, schweratmend, die Hände ineinander verschränkt und starrte auf das leblose und doch noch immer schöne Antlitz der Toten. So blieb er lange stehen, wie gelähmt von dem Geschehnis.

Nun aber bog er sich plötzlich herab und hob die am Boden Liegende mit starken Armen empor. Er drückte einen Augenblick die zarte Last fest an sich, fest, als fürchte er, sie könne ihm plötzlich wie ein Schatten entschwinden und seine Lippen berührten ihre Stirn.

Langsam trug er sie hinüber ans Bett und legte sie neben den Körper Philippos. Die Hand der jungen Frau schob er in die gefalteten Finger des Freundes. Nun hob er den Blumenkorb auf und schüttete die ganze Last duftender Rosen über beide aus.

Die Tür sorgfältig verschließend, nahm er die Gitarre von der Wand und setzte sich zu Füßen des Bettes, so daß er nur das weiße Gesicht Marias erblickte, das in wunderbarer Reinheit mit einem

glücklichen Zuge auf den bleichen Lippen von den dunklen Haaren abstach.

Dann griff er zu seinem Instrument. Leise glitten seine Finger über die klingenden Saiten, und ganz von selbst kamen ihm die Worte und die Melodie.

Die Töne irrten bang um die liegenden Gestalten als suchten sie nach Leben in ihnen und könnten es nie mehr finden Sie flogen, wie heimkehrende Vögel umsonst das zerstörte Nest umkreisen.

Filippos Worte, Tommasos Melodie! Und niemals sang er besser, denn der Schmerz selbst hatte die Saiten gestimmt:

»Rote Rosen flecht' ich dir ins Haar, Maria — — «